Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 216 (1937)

Artikel: Der "Hof" in Chur
Autor: Poeschel, Erwin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375015

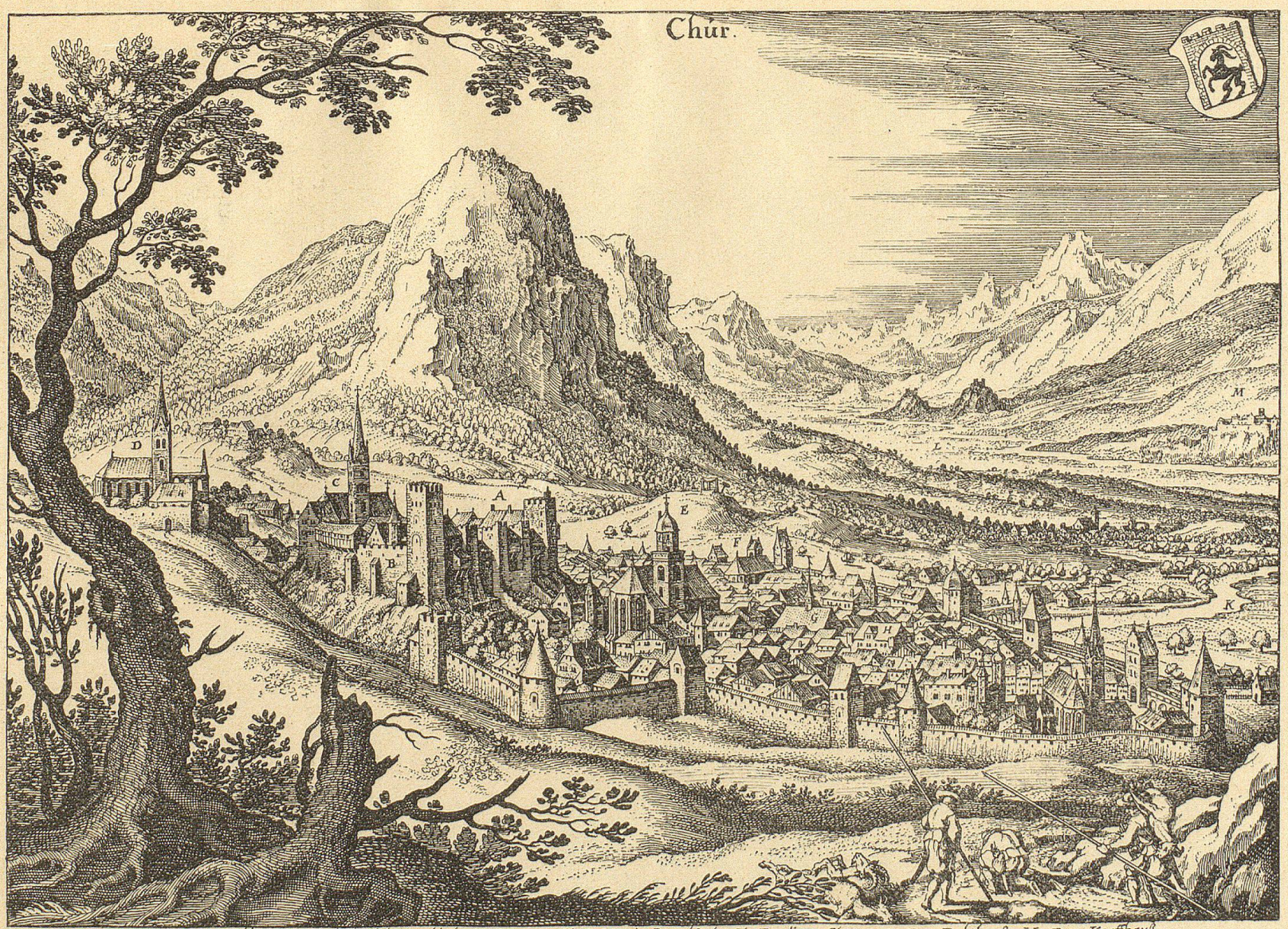
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ansicht der Stadt Chur nach dem Kupferstich von Mathias Merian (Mitte 17. Jahrhundert).

Die Kathedrale in Chur von Osten.

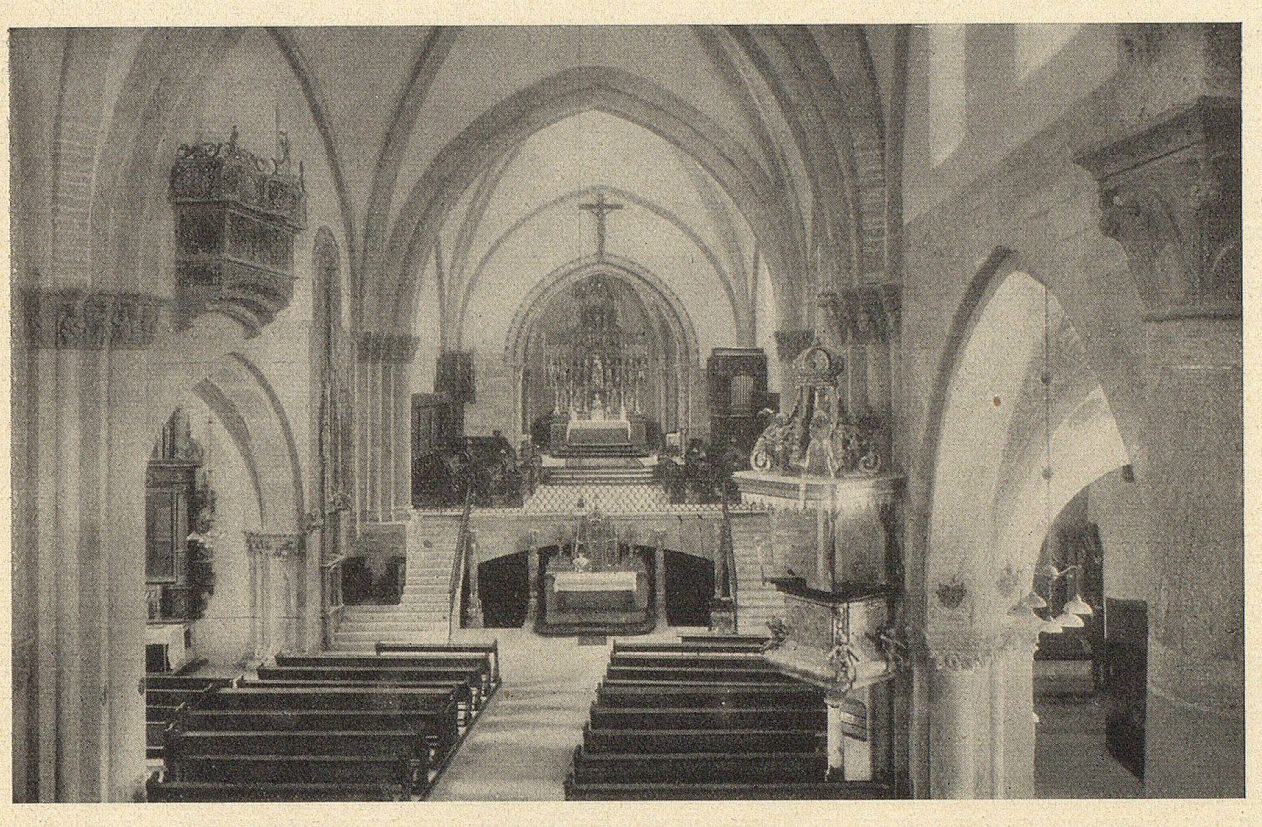
Der „Hof" in Chur.

Von **Erwin Poeschel.**

Am 11. September des Jahres 1492 ritt in früher Morgenstunde eine Gruppe modisch gekleideter Herren von Maienfeld her gegen Chur. Es war eine venetianische Gesandtschaft, zwei Edelleute mit ihrem Sekretär und Coadjutor. Sie hatten in diplomatischer Funktion Süddeutschland besucht und wollten nun über den Septimer die Heimat wieder erreichen. Der Coadjutor hatte den raschen Blick und die bewegliche Auffassungsgabe vielgereister Menschen, und da er auch eine gewandte Feder führte, ist ein anschaulicher Bericht dessen auf uns gekommen, was die Herren auf ihrer Reise sahen.

Und so erzählt er uns auch von dem Empfang auf dem Churer Hof. Denn daß die venetianischen Gesandten dem Bischof ihre Aufwartung machten, war selbstverständlich und mehr als eine höfliche Form; war er doch immer noch Herr der für Venedig wichtigsten Nord-Süd-Verbindung über den Septimer und seine Geneigtheit für die Königin der Adria daher von hohem Wert. So sehen wir die italienischen Nobili im früh eingebrochenen Herbstabend von Fackelträgern geleitet von ihrer Herberge aus zum Schloß hinaufsteigen, wir gewahren den Kirchenfürsten — Heinrich VI. von Höwen — wie er gleichfalls in einem Kranz flackernder Kienspäne den Herren auf der Treppe entgegenkommt, wie er sie in die inneren Gemächer geleitet, sich in lateinischer Sprache huldvoll mit ihnen unterhält und ihnen als Gastgeschenk schließlich eine selbsterlegte Gemse überreichen läßt.

Suchen wir nun dieses kleine diplomatische Ereignis auf der Bühne zu sehen, auf der es spielte, so müssen wir uns den „Hof" doch ganz anders vorstellen als er heute aussieht. Jetzt bietet er trotz Torturm und grimmig blickendem Marsöl im ganzen das Bild eines friedlichen geistlichen Bezirkes, eingefaßt von den ruhigen Linien der stillen Domherrenhäuser. Damals aber sah er noch durchaus einer Burg gleich. Klobige Mauertürme mit Zinnenbekrönung bildeten starke Bollwerke, zwischen denen die Wohngebäude lagen, nicht nach einem vorbedachten architektonischen Plan gestaltet, sondern so



Inneres der Kathedrale in Chur.

eingefügt, wie es gerade das Bedürfnis erheischte, und mit flüchtigen hölzernen Ausbauten und kleineren Erkern und Galerien unbekümmert versehen. Als mächtiger Pfeiler aber stand — wie heute noch — an der Nordostecke der dunkelgraue Marsöl mit seinen großen gebuckelten Quadern, der alte Hauptturm der Feste, der vielleicht noch auf römischen Fundamenten ruht. Den Torweg nahm jener mit seiner breiten Fensterreihe etwas freundlicher blikkende Turm auf, der gleichfalls jetzt noch an seinem Platz steht und in der alten Trinkstube der Chorherren immer noch den frischen prickelnden roten Wein der bischöflichen Halden spendet.

Hinter diesem äußeren Gebäudering lag jedoch kein weiter Platz wie jetzt, es drängten sich kleinere Bauwerke und Kapellen, und diese Enge vervollständigte das düstere Bild einer mittelalterlichen Feste. Auf Wehrhaftigkeit war ja auch seit unvordenklichen Zeiten hier alles eingestellt; denn der Hof von Chur ist eine der Kirchenburgen des Landes, als Befestigung und Zufluchtsort des Tales sicher älter noch als das römische Kastell, das man hier vermuten darf. Sie gleicht darin anderen Wehranlagen in den rätischen Bergen, Hohenrätien etwa oder Jörgenberg und dem Pankratusstein bei Trins, die alle auf befestigte Kirchen zurückzuführen sind, an deren Stelle ehemals wohl heidnische Kultstätten standen.

Die Kathedrale nun, die heute den Kirchhügel krönt, ist schon das dritte Gotteshaus am gleichen Platz. Unter den Platten ihres Bodens ruhen noch die Fundamente zweier Bauten, die ihr vorangegangen sind: der Kirche, die Bischof Tello um 750 errichtete und einer noch etwa dreihundert Jahre älteren Basilika, der ältesten Bischofskirche unseres Landes, die wir kennen. Während die Reste dieses ersten Baues, nun wieder im Erdreich ruhend, unseren Blicken entzogen sind, wurden verschiedene Teile der gefundenen marmornen, mit kunstvoll verschlungenem Flechtwerk dekorierten Chorschranken der Tellokirche zu einer Altarmensa in der Laurentiuskapelle zusammengefügt und blieben so der Betrachtung zugänglich.

An der Geschichte der Churer Kathedrale wird die Arbeitsweise und die Gesinnung des mittelalterlichen Kirchenbaues sehr deutlich. Man rechnete damals nicht mit Tagen wie heute, wo der fieberhaft angekurbelte Wirtschaftsbetrieb und der Zwang einer kapitalistischen Wirtschaft, durch Verkürzung der Bauzeit Zinsen zu sparen, das Tempo bestimmt. Man begann das Werk, ohne sich darum zu sorgen, wann es unter Dach käme, türmte Stein auf Stein, so lange die Kraft und die Mittel reichten, und überließ es, wenn sie versagten, späteren Zeiten, das Begonnene zu vollenden. So ist auch der — im Verhältnis zu den riesigen Kathedralen Frankreichs, Englands oder des Rheingebietes doch bescheidene — Bau des Churer Domes erst im Verlaufe von etwa einem Jahrhundert zustande gekommen. Begonnen hat ihn Bischof Adalgott, der glaubenseifrige Schüler

Bernhards von Clairvaux, um das Jahr 1150 und die Weihe des gesamten Baues fand erst 1265 statt. Doch war während dieser langen Zeit der Bischof und die Domherren nicht völlig ohne Kathedralkirche. Einmal hatte man auf dem Hof noch als Stätte für die vorgeschriebenen kanonischen Gebete der Stiftsherren die Lorenzkapelle, die sich an der Stelle erhob, wo heute der Brunnen steht, und dann ging man bei dem Bau so vor, daß der Chor mit der Krypta östlich des alten Gebäudes errichtet wurde, als dieses noch stand. Ja man schloß ihn provisorisch ab und weihte ihn zum vorläufigen Gottesdienstgebrauch. Später erst wurde dann die alte Basilika niedergelegt und zunächst die Umfassungsmauern der neuen gebaut, um das Langhaus hernach etappenweise einzuwölben. Die Steine der Kapitäle werden zum größten Teil wohl im rohen Zustande versetzt und erst an Ort und Stelle mit Skulpturenschmuck versehen worden sein.

So stieg langsam das Werk in die Höhe, wie wir es heute sehen, und es will uns scheinen, daß wir dieses bedächtige Wachstum noch jetzt an dem Bau spüren wie an einem Baum, der langsam gewachsen und daher von dichtem und kernigem Holz ist, und nicht locker und im Innern aufgeschwemmt wie rasch getriebene Pflanzen. Kraftvoll, in schwerer, breiter Ruhe — wie auch die wuchtigen Bürger- und Bauernhäuser Graubündens — steht er da mit seiner massigen Struktur, den derben, schweren Rippen der Gewölbe und der feierlichen Würde seines Innenraumes. Wenn auch Spitzbogen auf seinen Pfeilern ruhen, so hat er doch nichts von der Leichtigkeit der schlank aufstrebenden Gotik. Er ist im Geiste noch ganz romanisch, und aus der gleichen Gesinnung stammen auch die Skulpturen: die merkwürdigen Apostelfiguren, die heute am Eingang zur Krypta stehen, früher aber, wie man aus alten Urkunden weiß, das Dach einer Vorhalle trugen, und auch der Schmuck der Kapitäle. Aus diesen geheimnisvollen Gebilden mit den schweren runden Köpfen, den Fratzen und allerlei Tieren, den vielen dunklen Symbolen von Sünde und Erlösung, spricht eine versunkene mittelalterliche Welt voll Seelennot und Heilsverlangen.

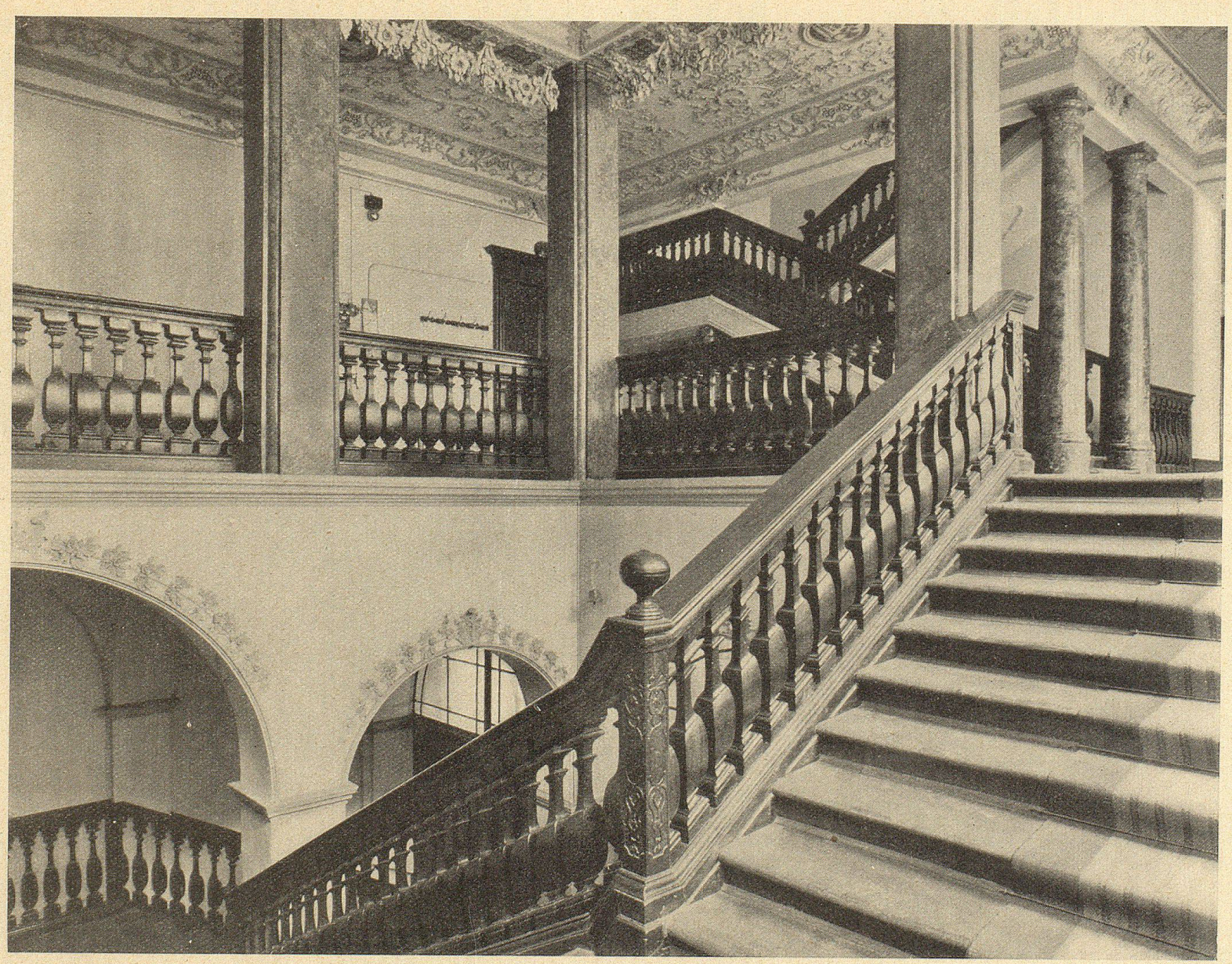
Doch sollte auch die Gotik noch in ihrer spätesten Blüte zur Zierde der Kathedrale ihren Beitrag geben, wenn auch nicht für den Bau selbst, so doch für dessen Ausstattung. Hier aber spendete sie Werke, welche zu den schönsten Früchten dieser Epoche in der Schweiz gehören: das Sakramentshäuschen vor allem, links am Aufgang zum Chor, ein schmuckvolles Werk mit zierlichen Fialen, leichtem Laubwerk und den Figuren der drei Patrone des Gotteshauses, Maria, Luzius und Florinus, schlank und durchsichtig wie eine Monstranz, dabei doch nicht zerbrechlich, sondern eher kräftig, so daß es sich trefflich in den Raum einfügt. Gleich neben dem Eingang aber steht ein Sarkophag aus rotem Marmor, in dessen schweren Deckel die feierlich ausgestreckte Figur des Bischofs Ortlieb von Brandis, eines der bedeutendsten der Männer, die auf dem Luziusstuhl zu Chur saßen, gehauen ist. Fünf Jahre vor seinem Tode hat als sichtbares „Memento mori" Bischof Ortlieb selbst diese seine eigene Ruhestatt sich von dem Ravensburger Bildhauer Jakob Ruß bereiten lassen, dem Meister, aus dessen kunstreichen Händen auch der Hochaltar hervorgegangen ist.

Dieser prunkvolle Aufbau ist das größte spätgotische Altarwerk, das wir in der Schweiz heute noch besitzen und eines der wertvollsten Dokumente schwäbischer Schnitzkunst überhaupt. In der Mitte des Schreins thront, gehüllt in das rauschende Faltenwerk ihres Gewandes, die Jungfrau Maria mit dem Kind, zu ihren Seiten reihen sich männliche und weibliche Heilige vor einem Teppich, der von einem Chor von Engeln gehalten wird. An diesem Altar sind aber nicht nur die Nische des Schreines, die Innenseiten der Flügel, die Predella und der Aufsatz mit einer Fülle von Figuren geziert, sondern auch die Rückseite, die sonst meist nur eine flüchtige und weniger sorgfältige Arbeit bedeckt, trägt in kunstvollem Schnitzwerk eine gestaltenreiche Darstellung der Kreuzigung.

Im Hintergrund des Chores aufgebaut, als Endpunkt der Kirchenachse, ist dieses goldfunkelnde Werk der festliche Schlußakkord der ganzen Ausstattung dieses Gotteshauses, deren einzelne Stücke näher zu beschreiben uns hier der Raum mangelt. Doch soll das Chorgestühl, der Luziusaltar (von Churwalden) — gleichfalls das Werk eines schwäbischen Schnitzkünstlers — und vor allem der Katharinenaltar, den man dem jungen Dürer zuschreiben darf, wenigstens noch genannt sein, damit der Besucher nicht versäume, auch ihnen seine Betrachtung zuzuwenden.

Auch spätere Zeiten haben weiter an der würdigen Ausstattung der Bischofskirche gearbeitet: Bischof Paul Ziegler baute sich eine Betloge im Geschmack der nun angebrochenen Renaissance, neue Altäre wurden errichtet, die Seitenschiffe mit barocken Malereien geschmückt, aber der Bau selbst blieb — ein seltenes Glück — in seinem wesentlichen Bestand bis auf unsere Tage unangetastet.

In ganz anderem Maß griff die nachmittelalterliche Zeit am bischöflichen Schlosse ein. Wenn sich aber hier durchgreifende Umgestaltungen vollzogen, so war der Grund hierfür nicht Laune oder Neuerungssucht, sondern wirklich drängendes Bedürfnis; denn an dem baulichen Zustand der Residenz hatte sich der Rückgang der bischöflichen Mittel recht augenfällig gezeigt. War schon im 15. Jahrhundert die bischöfliche Territorialgewalt im Abbröckeln begriffen, so gaben ihr die Ilanzer Artikel den entscheidenden Stoß (1526). Von da an war es mit der bischöflichen Kasse oft recht schlecht bestellt, und es ist nicht zu verwundern, daß auf die Dauer die Mittel nicht einmal zu einem würdigen Unterhalt des Schlosses reichten. So konnte es geschehen, daß dem Bischof Johann VI. Flugi, als er im Jahre 1636 die Churer Inful erhielt, in der päpstlichen Bestätigung die Verpflichtung zur Restaurierung der Residenz auferlegt wurde, da „der geringste Bürger von Chur eine bessere Wohnung hatte als der



Treppenhalle im bischöflichen Schloß zu Chur.

Bischof". Er faßte die Arbeit energisch an und hatte den Neubau des Traktes mit dem Rittersaal schon fast vollendet, als er — ein Opfer seines eigenen Werkes — fiel, indem er von einer einstürzenden Mauer erschlagen wurde.

Sein Nachfolger, Ulrich von Mont, brachte das Begonnene zu Ende; vollendete den Nordwestflügel, wie er heute, den Rittersaal bergend, noch steht, sowie die Bibliothek und die Kapelle im Turm Marsöl. Sechzig Jahre ließ man es damit genug sein; dann bestieg Benedikt von Rost den Stuhl von Chur, ein Barockfürst mit der ganzen Baufreudigkeit seiner Zeit, der auch das Fürstenauer Schloß völlig umformte und vor allem der bischöflichen Residenz die Gestalt gab, die wir heute vorfinden. Sein Werk ist für den Gesamteindruck entscheidend; denn er baute den ganzen südlichen Teil des Schlosses um, der dominierend ist, weil er die mit heiterem Stuck gezierte Fassade trägt, auf die unser Blick zuerst fällt, wenn wir vom Torweg her uns dem Bau nähern. Im Innern aber schuf er jene Treppenhalle, die wie kein anderes Werk in Graubünden den auf das Festlichheitere gerichteten Geist der Epoche widerspiegelt. In weitem freien Raum eilen die Treppen empor, Decken und Wände sind überzogen von einer blühenden Welt verschwenderischen Schmuckes, Blumen, Fruchtkörben, Vögeln, Büsten unter Baldachinen, Jagdszenen und phantasievoll verschlungenem Bandwerk, alles in Stuck mit meisterlicher Hand aufgetragen. Am kühnsten aber zeigt sich das gelenkige Spielen mit dem bildsamen Material an den Stuckgirlanden, die vollkommen frei schwebend zwischen den Pfeilern hängen.

Das Feuer, das im Jahre 1811 auf dem Hof wütete, ganze Reihen von Häusern niederbrannte und den Turm der Kathedrale bis zur halben Höhe zerstörte, es konnte vom Schloß abgewehrt werden, sodaß diese zarte und heitere Welt in unsere verdüsterte Zeit hinübergerettet wurde.

Die Wiege auf den Wassern.

Vor fünfhundert Jahren, am 4. März 1435, brach über die friedlich in den Berg am See gebettete Stadt Zug ein furchtbares Unglück herein: ein ganzer Teil der Stadt verschwand plötzlich in dem wogenden See, der sie schmeichelnd bespült. Wohl infolge des starken Tauwetters, das auf den besonders strengen Winter von 1434 auf 1435 gefolgt war, vielleicht auch durch aufgebrochene Quellen war der Boden der Stadt, der in seinen dunklen Tiefen längst unterfressen war, vollends ins Weichen gekommen. Niemand ahnte es.

Am Morgen des 4. März erbebten auf einmal die Ufer. Man spürte Erschütterungen der Häuser. Man bemerkte Risse in den Mauern der am See gelegenen Wohnungen. Ja, zwischen dem Hafenquartier und der Oberstadt zeigte sich ein tiefer Erdspalt! Welch ein Schrecken in Zug darüber entstand, läßt sich denken. Manche brachten in gewisser Vorahnung noch größerer Gefahr das Nötigste von ihrer Habe in Sicherheit und verließen die Häuserreihe am Ufer. Andere jedoch glaubten nicht an ernsthafte Bedrohung; sie flüchteten nicht, sie blieben in ihren Gemächern. Es werde alles beim alten bleiben, meinten sie; und wenn etwas geschehen sollte, so werde es nicht so geschwind gehen.

Aber — noch ehe es Abend ward, gegen fünf Uhr, vernahm man weithin einen heftigen Knall. Da versank mit einem Schlage die sogenannte Niedere Gasse mit ihren Häusern, versank die feste Ringmauer mit ihren Türmen. Dichte Staubwolken stiegen auf — von den Häusern und ihren Bewohnern keine Spur mehr zu sehen — das Werk weniger Augenblicke.

Wohl sechzig Menschen lagen mit den Häusern in den Fluten begraben; unter ihnen sehr angesehene Persönlichkeiten. Auch das Archiv von Zug mit mancher alten Handschrift und wertvollen Kunde aus der Vorzeit war für immer verschwunden. Unter den vom Wasser Ueberfallenen befand sich auch der Stadtschreiber Wickhardt mit seiner Gattin; beide versanken in die Tiefe. Ihr Kind schlief in der Wiege. In dem entsetzlichen Augenblick hatte es die Mutter wohl davontragen wollen, aber sie war nicht mehr zu ihm gelangt. Hatte sich nicht ein Schutzengel des unschuldigen Kindleins angenommen? Er steuerte jetzt die Wiege als ein munteres Schifflein sicher hinaus aus dem versinkenden Haus, aus dem Graus der Verwüstung, hinaus in den offenen See, dann weiter den See hinab gegen festes Land zu bis zur St. Niklausenkapelle. St. Nikolaus ist ja ein alter Freund der Kinder. Bei der nach ihm benannten Kapelle konnten die verwunderten Anwohner die Wiege ans Land ziehen und ihr das Kind wohlbehalten entnehmen.

Aber wie heißt das gerettete Kind? Wem gehört es? Siehe da, die Wiege selber sagt es: auf ihrer Vorderseite prangen nach altem Brauch die großen Buchstaben A. W. und darunter das Wappen der Wickhart. Es muß des Stadtschreibers Knäblein sein, das man wie einst Moses aus den Fluten gezogen. Und der Schutzengel hat fernerhin freundlich für den kleinen Adalrich Wickhart gesorgt. Er ward groß und angesehen. Wegen seiner Verdienste erhob ihn Kaiser Friedrich III. in den Adelstand. Er starb in hohem Alter, an Ehren und Gütern reich, der Vater eines tüchtigen Geschlechtes. Noch heute blüht es, mit oder ohne h im Namen, an manchem Orte der Schweiz weiter und zählt verdiente Männer in seiner Mitte. Sie alle stammen von dem so wunderbar geretteten Knäblein Adalrich Wickhart.

Wie vieler Menschen Schicksal schloß
Die arme Wiege ein!
Vor Menschenaugen klein,
Trug sie die Zukunft doch im Schoß,
Ein weithin zweigendes Geschlecht.
Pfleg, Mutter, deines Kindes recht! J. N.